

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 9 (1905)

Artikel: Ueber die Balladen Spittelers [Fortsetzung]

Autor: Fierz, Anna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573789>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schlugen ein paar Türen, und gleich hörte man sie unten im Hof. Hamann kam aus seinem Versteck hervor und schlich an das Kammerfenster, scheu wie ein Dieb. Dort sah er vorsichtig über die Fensterbrüstung in den Hof hinunter. Da ging die Herrin mit ruhigen Schritten dem Tor zu. Wie schön sie war und gesund und stark! Das Feuerchen in Hamanns Augen blitzte wieder auf. Das Blut pochte in den Schläfen und färbte die weiße Stirne rot. Er ballte die Hände, und auf seinem Gesicht lag ein sehnslüchtiger, begehrender Wunsch, ein Hunger! Die Herrin aber schritt mit ruhigen, stolzen Schritten zum Tor hinaus.

So war es immer.

Hamann starnte eine Weile dorthin, wo eben die Herrin verschwunden war. Dann stöhnte er plötzlich auf und schlug die Hände vor sein Gesicht. Er ging erst mit unsicheren Schritten in der Kammer umher. Dann warf er sich auf sein Bett. Er wühlte sein Antlitz in die Decken hinein und hielt die Hände an die Schläfen, um sich so sammeln, um denken zu können.

Ja, so war es immer gewesen seit dem Himmelfahrtsfest. Er war damals, nachdem er zu sich gekommen, nach dem Schloß gegangen, zur Nachtzeit und auf Umwegen, und hatte sich ungesehen in seine Kammer geschlichen, wie ein Dieb. Es war ihm, als stehe alles, was er gesehen auf sein Gesicht geschrieben, und dann hatte er eine unsägliche Angst, der Herrin zu begegnen. Was er die lange Nacht hindurch getan, gedacht, er wußte all das nicht mehr; aber gebetet hatte er nicht. Nein! Und des Morgens, als er sich zerschlagen von seinem Lager erhob, da war er ein anderer geworden. Er konnte es auf die Dauer nicht umgehen, der Herrin zu begegnen. Er hätte das auch nicht über sich vermocht; es war, als zögten ihn tausend Arme zu ihr hin, und doch war auch hinter seinem Rücken eine unbekannte Gewalt, die ihn zurückhielt, mit eisernen Banden festhielt. Wenn er ihr dann begegnet war, hatte er sich nicht getraut, sie anzusehen, und wenn sie mit ihm gesprochen hatte, war er rot geworden und konnte nichts erwidern. Er war ihr ausgewichen, wo er nur konnte, und wann er ihr begegnete, sah er stumm auf die Seite, sah er unsicher irgendwohin. Als sich zufällig einmal ihre Blicke getroffen, da hatte sie ihn mit großen, traurigen Augen angesehen, so sonderbar! Er hätte da vor ihr im Staub liegen und den Saum ihres Kleides küssen mögen! Halbe Tage lang lag er irgendwo herum, und wenn er dann die Stimme der Herrin hörte, riefelte ein Schauer über seine Seele; da war es, als werfe man einen Stein in ein stehendes Wasser, daß sich dieses kräuselte und stille Ringe sich ausbreiteten. Und wenn die Herrin vorüberging, sah er ihr nach, mit brennenden Augen, ganz anders wie früher; seit er wußt geworden, seit er das Weib entdeckt, da schien ihm die Herrin anders, so ganz anders. Und die Nächte hindurch, die langen

dunkeln Nächte hindurch, da dachte er nur an sie. Er wußte das Haupt in die Kissen, küßte wie wahnfinnig seine Schultern und seine Arme, mit dem Gedanken an sie und dem Wunsch, sie so sinnlos küssen zu dürfen. Er kämpfte auch, ja! Aber wenn er dann müde eingeschlafen, träumte er von ihr. Gott, was konnte er dafür, wenn er sie im Traum in ihrer herrlichen, leichten Nacktheit sah? Er stand dann wohl auf von seinem Bett, das heiß und aufgewühlt war, und setzte sich in der kühlen Nachtluft an das offene Fenster. Da schaute er nach dem Strom, dem Fall hinunter, der immer mit seiner Donnerstimme sein mächtiges Lied sang, immer . . . immer . . . Aber wenn der weiße Gischt aussprührte, dachte er an ihren weißen Leib, und die sich ballenden, auf- und niedersteigenden Wogen schienen ihm eine Frauenbrust zu sein und der dunkle stille Strom die Augen der Herrin.

Und nun war sie wieder nach dem Wald gegangen. Hamann kannte den Weg. Die Herrin ging fast täglich nach dem Wald — nach der Lichtung. Hamann hatte ihr immer nachgeschaut, mit dem wahnfinnigen Wunsch, sie dort noch einmal zu sehen, sie wissenschaftlich zu belauischen. Sie war auch heute dorthin gegangen, trotz der vorgestrückten Jahreszeit, er wußte das ganz genau. Ihr Leib war gesund und stark. Ja, sie hatte gutes Blut, und ihr Leib konnte ein kaltes Bad ertragen; er war nicht verweichlicht. Das war das Geheimnis ihrer Schönheit, ihrer Kraft.

Hamann richtete sich auf: Kraft? Auch er war stark geworden in der Natur. Warum sollte er dieses herrlichvollendete Bild der Natur nicht sehen dürfen? Er stöhnte auf. Nur einmal . . . einmal noch wollte er sie sehen. Er sprang auf, stark und trozig. Noch einmal mußte er sie schauen!

Aber seine starken Glieder bebten, sein Kopf schwindelte von dem Blutandrang, und vor seinen heißen Augen schwärzte es. Er stieg so unsicher die Stiege hinab. Dann schritt er entschlossen über die Höfe, zum Tor hinaus und dem Wald zu. Er schritt kräftig aus; er hatte viel Zeit versäumt, es ging dem Abend zu, und so mußte er eilen. Nun lagen die kurzgeschorenen Schloßwiesen hinter ihm. Da kamen verblaßte Stoppelfelder. Dann dehnten sich vor ihm die langen, schrägen Furchen der frischgepflügten Aecker. Und hier war der Wald. Er mußte eilen, eilen . . . Es dämmerte ja schon. Er fing an zu laufen und rannte so bis an den Waldbau. Nun bog er rechts nach dem Rhein hinunter. Er trat in den Wald hinein. Dort unten, geradeaus, lag die Lichtung. Seine Pulse flogen, das Blut drang fiebernd durch seinen Leib, schien aus den Poren zu treten. Die Lichtung . . . Er hatte sich seit jenem Tag nicht mehr hierher gewagt. Nun doch . . . nun doch . . . es mußte sein! Aber er mußte einen Augenblick stille halten, da ihm schwindelte.

(Fortsetzung folgt).

Ueber die Balladen Spittelers.

(Fortsetzung).

In den „Träumen Jakobs des Auswanderers“ kommt das Leuchten ganz von innen her. Warum erzittert uns das Herz angesichts jener einfachen Heimatlandschaft im „Geisenk“ mit den „blumigen Triften und den blauen Bergen“? Wir lesen oftmals unbewegten Gemütes pomposere Landschaftsschilder-

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

rungen. Hier aber empfangen wir Beglückung! Das Gedicht „Mir träumt, ich schlummert‘ unterm Weidenbusch“ ist geradezu ein Engelsgefang.

Die genannten Dichtungen erzählen Träume eines Auswanderers, also eines Mannes, der die kummervollen Nächte

kennt. Doch keine Wucht und Bitterkeit erschütternden Geschicks ist so groß, in diesen Träumen löst sie sich in leidgetaufte Seligkeiten. Eine Seele horcht nach fernem Heimatglocken, tastet sich zurück über Weltmeer. Und es ist, als hielten alle guten Geister der Heimat, emporgestiegen aus der alten heiligen Ackererde, sich bereit, sie zu empfangen. „Oben unterm Nussbaum“ draußen im Wald mit Singen und mit Beten warten sie und spenden Süßne und Verföhnung. „Vergib, auf daß man dir vergebe!“ lautet ihr sanfter Gruß. Das heute allzuoft gespendete Lob der Stimmung kann für diese Traumdichtungen nothdürftig genügen; es ist, als miede, ihren Zauber nicht zu stören, der Dichter jedes laute Wort. Die Sprache hält sich gedämpft wie wehmütige Musik; die Heimaterde, von ferne geschaut, verliert ihre letzte Rauheit. Ein Geisterlicht, aus den Leiden und Freuden der dahingegangenen Väter gewoben, spielt über Anger und Friedhof. Ein Beispiel möge sprechen:

Das Gaftmahl.

Mir träumt', ich säß' an einem langen Tisch
In meiner Heimat, oben unterm Nussbaum.
Vor meinen Augen wuchsen aus dem Anger
Traute Gestalten, reichten mir die Hand
Zum Gruß und ließen fröhlich sich zum Mahl.
Ich sprach: „Die Zahl ist voll, lasst uns beginnen!“
Da kam verspätet eine schöne Frau.
Sie suchte, zählte und errötete.
„Ist hier für mich kein Plätzchen?“ „Nein,“ verbot ich.
Da senkte sie die Stirn und lief geschwind
Dem Tisch entlang hinüber nach dem Nussbaum.
Dort, auf dem Acker kauernd, streute sie
Mit vollen Händen Erde auf ihr Haupt.



Motiv aus Diessenhofen. Nach Zeichnung von Carl Rösch, Diessenhofen.

Und ich ging hin zu ihr und hob sie auf

Und küßt' ihr weinend das entführte Haupt.

Nur das Gedicht „Der Vater“ bleibt dunkel. Vielleicht können wir es nicht sogleich erkennen, in welchem Maß die Gestalt des Vaters tragisch wirkt; aber bald bemächtigt sie sich unseres Innersten und wächst bis zur Größe eines grambeladenen, greisen Shakespearekönigs! Wir hören einen Schmerzenslaut, umfassend alle Erdennmüdigkeit, übertönen selbst das fliehende Wort der Treue. („Es wird mir doch zu schwer; ich möchte ruh'n“).

Nur zögernd mag man sich von dem Auferstehungsglanz, der die Träume Jacobs des Auswanderers durchdringt, wieder wegwendern. Wenigstens noch ein Bild möge von ihm zeugen! Alles: „Mir war im Traum, sie tötet dich begraben“ die Schlusstrope:

Da regte sich's im Dornenfranz und wuchs
Und quoll wie Blust im Frühling. Note, jaunt'ne
Großmächt'ge Königsroten fraßen wuchernd
Die lichte Luft, den leiderfüllten Kirchhof.
Bließ nichts mehr übrig als ein stilles Antlitz,
Von Schmerz verhöhnt, die Heimataugen
Wehmütigen Blicks mich grüßend durch die Rosen.

Spitteler's Dichtungen „Heimat und Vaterland“ sind tiefer ernst. Sie sind der Protest gegen jede Veräußerlichung der vaterländischen Idee („Die beiden Züge“), überhaupt manche, wenn auch dem Volke teure Aufsässigung auf diesem Gebiete, ein Protest, der bei dem Dichter nicht überrascht. Wo er aber, wie zum Beispiel in dem bitteren „Die drei Rekruten“, von der alten schweizerischen Heldentreue spricht, wirkt seine sichtliche, nun höher einzuschätzende Ehrfurchtheit um so stärker. Dort gibt sie dem ohnehin imponierend schönen Gedicht ein ergreifendes Pathos.

Freudigen Glanz gewinnt auf so dunkeln Gründen die bekannte Ballade „Die jodelnden Schildwachen“.

Dreistimmig wie ein Engelchor
Scholl's hinterm Pulverturm hervor.
Da half kein Zweifeln: das ist klar!
Die Schildwach jodelte fürwahr!

An den Uetliberg im Zürerbiet verlegt hier der Dichter eine seiner liebenswürdigsten Schöpfungen. Meisterhaft gibt er darin schweizerisches Empfinden und seine schlichte Sprache wieder. Die drei Schildwachen werden von dem einherstrebenden Oberst singend angetroffen und angewettet:

Da sprach der Erste: „Kommandant!
Dort unten liegt mein Heimatland.
Ich schüß' es mit der Flinte mein.
Wie sollt' ich da nicht lustig sein?“
Der Zweite sprach: „Herr Cavaluzz!
Seht Ihr das Rathaus dort am Stuz?
Dort wähl' ich meine sieben Herrn.
Drum dien' ich froh; drum leift' ich gern.“
Der Dritte sprach: „Ich halt' als Norm:
's ist eine Freud', die Uniform.
's ist eine mutige Mannespflicht.
Da muß man jauchzen ... Oder nicht?“

Der Weltbürger Spitteler hat für sein Schweizerland goldene Beleuchtungen und adelige Linien. Oftmals tauchen, wie in der „Fürstentum“ das gäfliche Gelände nach dem Dunkel der Waldschlucht, die klaren Heimatbilder auf wie wonnige Lieberraschungen. Dem Schweizer, der sie in der Fremde steht, mögen sie wohl mit dem Schimmer der Fata Morgana winken. („Triften und Weiler, obenher die klaren Gletscher!“)

Untrennbar von den stillen Rathausplätzen unserer Heimat bleibt uns auch das traute Städtebild aus dem „Kommissionsfrieden“. Es fixiert ihren Stimmungzauber gleichsam endgültig, wie, nur in anderer Weise, die Schilderung jener Mittagstafle von Selbwy, die auf den verscholtenen Panfraz wartet, es getan hat.

Im „Kommissionsfrieden“ gewahren wir die liebenswürdige Art, die überlegene und witzige Feinheit, mit der Spitteler den Alltag behandelt. Sehr interessante Beispiele haben wir dafür in seiner Sammlung von Essays: „Lachende Wahrheiten“. Überhaupt liegen Gegensätze, die sich scheinbar ausschließen, in der Ercheinung Spitteler's. Sie geben ihr das Markante und Eigenartige. Der naive Dichter ist zugleich der strenge Logiker und Kritiker, der feinsten Causen, man möchte sagen, der Weltmann unter den schweizerischen Dichtern.

Seine Prosa hat die Eleganz, die wir sonst an denjenigen der romanischen Nationen bewundern. Sie ist durchsichtig und

kräftig zugleich, hat für das bewegliche Spiel seines Geistes stets das schlagende Wort und die bezeichnende Wendung. Gerade weil seine Seele in andern Welten heimatisch wurzelt, sieht Spitteler gleichsam von außen kommend, den Zeitgeist sehr selbstständig und kritisch an. Davon zeugen „Die lachenden Wahrheiten“ auf mancher Seite.

Wahrheit ist überhaupt der Grundzug der Spitteler'schen

Dichtung. Sie geht mit dem strahlenden äußern Licht darin Hand in Hand. Ein geistiges Hellsehen geht oft bis zu den äußersten Konsequenzen, sodaß die letzten mildernden Schatten fehlen. Ein Licht wie dasjenige, in das der Dichter seine „wundersame Weltenpost“ hineingestellt hat, üngstigt und fasziniert den Leser. Das Gedicht, eines der stimmungsgewaltigsten der Sammlung, ist das verkörperte Grauen.

(Schluß folgt).

Der Scharfrichter Theodor Mengis von Rheinfelden.

Mit Bildnis.

Nachdruck verboten.

Mitten hinein in unsere blaßte Ge- gewalt, die längst das Gruseln verlernt hat, ragt noch ein lebendiges, troßiges Überbleibsel aus den vergangenen alten Zeiten; umflossen von einem gewissen geheimnisvollen, romantischen Nimbus tritt er von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel der Halbvergessenheit ins helle, grelle Licht des modernen Lebens: der Scharfrichter.

Und jedesmal, wenn im Schweizerlande ein zum Tod verurteilter Verbrecher hingerichtet wird, was ja glücklicherweise sehr selten vor kommt, und in den Zeitungen der Name des Scharfrichters Mengis genannt wird, kann man da und dort die Fragen hören: „Wer ist eigentlich dieser Mengis? Was für eine Persönlichkeit? Wie sieht er aus, der Scharfrichter?“ — Und dann erinnert man sich wieder, schon als Kind etwa einmal diesen selben Namen gehört zu haben und daß schon der Vater und gar der Großvater von einem Scharfrichter Mengis zu erzählen gewußt...

Trotz allem Herumfragen wollte es mir nie gelingen, etwas Näheres und Bestimmtes über diese schier mythische Persönlichkeit zu erfahren. Da dachte ich schließlich: Das einfachste ist, du gehst hin und fragst den Mann selber; der wird alles am besten wissen, und den Kopf wird es dich nicht kosten! Und so fuhr ich eines schönen Tages in Begleitung eines Freundes nach Rheinfelden, um den Scharfrichter Theodor Mengis aufzusuchen und seine Befannenschaft zu machen.

Mit Leichtigkeit gelang es uns, in der kleinen Stadt die Wohnung des Gesuchten zu erkunden. Ghe wir eintraten, ließen wir einen Blick über die Fassade des alttümlichen Hauses schweifen, dessen ersten Stock Herr Mengis bewohnt. Da fiel es uns angenehm auf, daß auf den Fenstergesimsen der Scharfrichterwohnung ein Blumentopf neben dem andern stand, in denen wohl gepflegte Geranien die leuchtende Farbenpracht ihrer



Scharfrichter Theodor Mengis.
Nach dem Ölgemälde von Emil Beurmann, Basel, in Basler Privatbesitz.

Fragen zu beantworten und unsern Wissensdurst zu befriedigen. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war eine gemütliche Stube, die in gar nichts an den unheimlichen Beruf ihres Bewohners erinnerte. Im Gegenteil, ein gewaltig großer grüner Kachelofen gab dem Raum von vornherein einen heimeligen Charakter. Eine Zimmerwand war ganz bedeckt mit Anschlagsfarten, die der ältere Sohn, der als Festungsartillerist auf dem Gotthard dient, heimgeschickt hat. An einer andern hängen die Porträts der Schwiegermutter sowie des Vaters von Herrn Mengis, Jakob Mengis, des letzten Scharfrichters von Basel, und darunter eine Unzahl Photographien von netten Kindern; Mengis ist nämlich Großvater einer ganzen Schar kleiner Enkel